

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 4 (1920)
Heft: 9-10

Artikel: Staatsstreichler
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419473>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

fächlich gebraucht, und als im 18. Jahrhundert die neue Bedeutung aufkam, tauchte der Vorschlag auf, das Wort in dieser Bedeutung fächlich, in den ältern Bedeutungen männlich zu brauchen. Unsere Klassiker machten zwar noch nicht mit, ja sie machten's geradezu „verkehrt“; Herder schreibt: Wert und inneres Gehalt, aber Goethe: für einen geringern Gehalt (ähnlich Schiller); im Laufe des 19. Jahrhunderts hat sich die Regel aber doch ziemlich weite Geltung verschafft; nach Duden (1915) ist das fächliche Geschlecht (für Besoldung) wenigstens in Preußen das „einzig richtige“, in Bayern und Oesterreich komme „auch“ das männliche vor. Die meisten Wörterbücher lassen noch beides neben einander gelten, ebenso Sütterlin („Die deutsche Sprache der Gegenwart“), die Unterscheidung je nach dem Sinne sei wertlos, da sie auf landschaftlicher Grundlage beruhe und dem Sprachempfinden großer Gebiete Gewalt antue; Wustmann findet „das“ Gehalt geradezu häßlich, die Bedeutungsunterscheidung möge man in Norddeutschland als Bereicherung der Sprache empfinden, in Mitteldeutschland klinge das Gehalt „nun einmal noch gemein“; auch Grunows grammatisches Nachschlagbuch nennt es „unschön“, — warum? das sagt er nicht.

Man kann also beides sagen. Eine geschlechtliche Unterscheidung z. B. zwischen dem Silbergehalt einer Münze und dem Gehalt eines Lehrers ist nicht nötig, da es schwerlich Verwechslungen gibt (bei „Verdienst“ ist das leichter möglich!), die Macht der mundartlichen Gewöhnung ist im Volke stärker als solche Ueberlegungen. Ja, sogar innerhalb des Schweizerdeutschen zeigen sich schon frühzeitig Schwankungen für die eine und dieselbe Bedeutung von Behälter. 1650 erklärt ein Zürcher, das Herz sei für das Wort Gottes „der beste Ghalt“, aber 1619 hatte ein Solothurner erzählt von einer Frau, die ihr Geld „in ein bschloffes Kalt“ tat (Idiotikon II, 1218). In der Bedeutung Behältnis ist es heute meist fächlich (männlich) laut Idiotikon nur in Appenzell, Simmental, Chur und Prätigau, in der Bedeutung Besoldung, die im Idiotikon nicht angegeben ist (1885) ist es wohl überall männlich, also nach Duden gerade „verkehrt“. Die Verhältnisse sind offenbar sehr verwickelt, also: Freiheit! — ? Schon recht! Wenn man nur auch jedem einprägen könnte, hier sei beides richtig, so daß er auf eine Anrempelung, er könne ja „gar nicht deutsch“, mit einem guten Gewissen erwidern könnte: Man kann auch so sagen. Aber es gibt eben Fälle, wo man halt einfach nicht „auch so“ sagen kann: der Bank, der Lineal, der Butter, der Trauben, der Datum, die Koffer, die Floh, das Ort usw. Stichelberger hat in unserm Ratgeber „Schweizer Hochdeutsch und reines Hochdeutsch“ 81 solcher Fälle angeführt, wo der Schweizer gern das falsche Geschlecht setzt (Gehalt [für Besoldung] erklärt er ebenfalls für männlich und fächlich). Wie soll man nun wissen, ob Gehalt nicht auch zu diesen gehöre? Der Streit um das Geschlecht ist gegenstandslos, aber gerade damit keine Zeit damit verloren ginge, wäre Einheitlichkeit von Vorteil; dann hätte jeder das Gefühl der Sicherheit und müßte sich nicht von einem vermeintlichen Besserwisser zurechtweisen lassen; und zwar Einheitlichkeit zugunsten des männlichen Geschlechts, da dies doch die älteste und verbreitetste Form des Wortes ist. Sagen wir also lieber: Der Gehalt! — Vielleicht kommt ein Schlaumeier noch auf den Gedanken, nach der Höhe des Gehalts zu unterscheiden, z. B. von 10,000 Fr. an aufwärts männlich, abwärts fächlich!

Und die Mehrzahl? Gehalte oder Gehälter? Die Frage hängt natürlich mit der Geschlechtsfrage zusammen;

denn die Mehrzahlbildung auf er mit Umlaut ist seit langem die Regel für fächliche Wörter mit einsilbigem Stamm (Ge ist nur Vorsilbe!) und dringt immer weiter, auch auf das Gebiet männlicher und mehrsilbiger Hauptwörter. Duden gestattet Gehalte (für Besoldungen) nur in Oesterreich, sonst gilt Gehälter, aber Wustmann schüttet über die Gehälter den ganzen Gehalt (man sagt nicht gerne Feingehalt!) seines Kropfes aus: plebejisch (!) sei die Neigung, die Mehrzahlendung er zu verbreiten, „nur niedriges Volk sagt Gewölber, Geschäfte, Geschmäcker, Sträußer, Butterbröter, Nester, Dinger, nur Telephonarbeiter kommen, um die Elementer nachzusehen“; die plebejische Mehrzahl Gehälter habe leider von Norddeutschland aus selbst in den Kreisen der Gebildeten große Fortschritte gemacht. — Man braucht das alles nicht so schwer zu nehmen; aus der Schweiz ist die Form Gehälter (für Behältnisse) schon aus dem Jahre 1665 belegt, freilich als Ausnahme, aber da man ja auch zur fächlichen Einzahl eine Mehrzahl Gehalte bilden kann und die Unterscheidung zwischen Behältnissen und Besoldungen nicht nötig ist, wohl aber Verwirrung und Unsicherheit schafft, so wollen wir doch lieber das ältere und einfachere wählen. Also: der Gehalt! die Gehalte (und möglichst viel!)

Staatsstreicher.

Die „Zürcher Post“ druckt am 20. März folgendes aus der „Frankfurter Zeitung“ ab:

„Man weiß: ein Unglück kommt selten allein. Zu dem Staatsstreich der Rapp-Leute hat uns diese aufgeregte Zeit noch etwas Uebles beschert: die Staatsstreicher. Wer an diesem sprachlichen Malheur schuld ist, ob Reichspräsident Ebert, der in einer Unterredung mit Pressevertretern das Wort brauchte, oder sonstwer, ist kaum feststellbar. Genug, das Unglück ist da, und die „Staatsstreicher“ verbreiten sich wie die Grippe. Was ist ein Staatsstreicher? Selbst Karlchen Miesnick würde hierauf antworten: das ist ein Mann, der den Staat streicht. Haben das nun die Leute wie Rapp, Müttwiz und wie sie sonst heißen, wirklich getan? Wenn ja, so haben sie ihn aber, wie der Bäcker die Rage gegen den Strich kämmt, daß das Fell knisterte, mit ihrer Balkistum-Goldateska derauf gestreichelt, daß er in allen Fugen zittert. Es gibt eben keinen Unsinn, der nicht heutzutage blindlings mitgemacht, nachgeplappert und nachgeschrieben würde. Vom „letzten Ende“ an (so paradox dies scheint) über den vielberufenen „toten Punkt“, den falschen Gebrauch von „trotzdem“ an Stelle von obgleich und so weiter, usw. über die lesthin geborene „Verreichlichung“ (und die zwar richtig gebildete, doch nicht minder trohntrockene Mißgeburt „Verreichung“) bis zu den neugeborenen „Staatsstreichlern“ geht die innere Entwicklungslinie der Gedankenlosigkeit und des Mißbrauchs unserer Muttersprache. Beugen wir also nach Kräften vor, daß die Seuche der Sprachverderberei nicht weiter greife und helfe ein jeder, daß das kostbarste Gut, was uns noch geblieben ist, nicht von geistigem Schiebertum angetastet und verschleudert werde. Der umfassende Angriff der „Ortografi-Ferbesserer“ ist kürzlich zum Glück abgeschlagen worden, aber die kleinen heimtückischen Räuberereien am Sprachgut sind nicht weniger gefährlich. Augen auf, Ohren auf! Und auf zum Staatsstreich gegen die „Staatsstreicher“.

Der Kampf gegen die Sprachverderberei (oder: -verderberei) ist löblich, und wir freuen uns, wenn die „Frankfurter Zeitung“ und mit ihr die „Zürcher Post“ daran teilnehmen wollen. Aber es heißt die Sache am verkehrten Ende anfangen, wenn man 40 Zeilen gegen ein Wort wie „Staatsstreicher“ schreibt. Das Wort ist richtig gebildet; die Silbe -ler benutzen wir in volkstümlicher Sprache und zumal in unsern oberdeutschen Mundarten, seit langem, um die Anhängerschaft einer Sache zu bezeichnen, die uns nicht angenehm ist oder die wir herabsetzen wollen. Abstinenter, Reformer, Revisionisten und Katholiken ärgern sich schon lang, wenn sie von ihren Gegnern Abstinenzler, Reformler, Revisionler, Pöpstler genannt werden. Pöpstler und Eisenbahner sagte man früher wohl arglos; die heutige Benennung Postangestellte und Eisenbahner wird

aber als würdiger empfunden. Obersträfler und Untersträfler, Innerrhödler und Außerrhödler, Erstkläßler, Aelpler und Ausflügler sind gewiß keine ehrenrührigen Bezeichnungen, aber in ihrer gewissermaßen verkleinernden Vertraulichkeit dienen sie uns doch andern Zwecken als die Ausdrücke „Bewohner von Obertraß“, „Appenzeller aus Innerrhoden“, „Schüler der ersten Klasse“, „Alpenbewohner“ und „Wanderer“. Wir dürfen uns freuen, in der Ableitungssilbe -ler und der damit zusammengehenden Zeitwortendung -len (oder -eln) ein wertvolles sprachliches Wirkungsmittel von feiner Abstönung zu haben. Es ist hübsch, daß wir sagen können: „es kräuselt in Deutschland“, „in Preußen staatsstreichelt es wieder einmal“, und daß, wer Herrn v. Kapp nicht gern sieht, ihn einen Staatsstreichler nennen kann. Das Wort drückt ja ganz trefflich die abfällige Meinung über ein verkehrtes Unternehmen aus; wäre der Putsch geraten, so wäre das Wort wohl nicht gebildet worden, sondern die Sieger hätten dann ihre unterlegenen Gegner Revolutionsler, Stuttgärtler und Generalstreikler schimpfen können.

Der Einwand, Staatsstreichler erinnere an streicheln, ist nicht stichhaltig; das Wort Staatsstreich ist so fest eingelebt, daß jeder Deutsche Staatsstreichler sogleich davon ableiten und kaum jemand bei Staatsstreichler an streicheln denken wird.

Güten wir uns, bei der Ausrottung des Unkrautes nicht den Weizen auch gleich zu verderben. Staatsstreichler ist nicht anfechtbar. Bl.

„Nur in französischer Sprache.“

Der Schweizerland-Verlag Ebner & Cie. in Zürich und Basel wird Anfang August und Mitte September Sondernummern betreffend die schweizerische Wasserwirtschaft und betreffend die Einführung des elektrischen Zuges bei den schweizerischen Bundesbahnen herausgeben, die erste gemeinsam mit dem eidgenössischen Amt für Wasserwirtschaft. Diese Sondernummern erscheinen, wie der Verlag ausdrücklich ankündigt, nur in französischer Sprache.

Das ist also das Schweizerland, wie es die Leiter jener Zeitschrift wünschen: nur in französischer Sprache. Die Deutschschweizer mögen zusehen, wie sie sich damit abfinden.

Das Ding hat aber noch eine andere Seite. Um nicht mehr zu sagen, ist es lächerlich, weil allzu pfiffig einer vorübergehenden Machtlage angepaßt, die Wahrnehmung der Rechte der schweizerischen Wasserwirtschaft nur in französischer Sprache zu schreiben. Zu unsrer Wasserwirtschaft gehört doch auch der Rhein, sogar nach dem Urteil welscher Sachverständiger. Nun mag es richtig sein, daß am Rhein uns die Franzosen am meisten zu schaffen geben. Das schließt aber meines Erachtens nicht aus, daß wir uns in der Sprache der Mehrzahl unsres Volkes an die Deutschen und die Holländer wenden, um auch ihnen unsre Lage und unsre Rechte am gemeinsamen Strom darzulegen. Oder dürfen wir uns nach Außen nur französisch vernehmen lassen? S. R.

Wer versteht das?

Ein neues Schweizer-Deutsch!

Nicht Schweizerdeutsch im Sinne von schwizertütsch, sondern ein Deutsch, das gar kein Deutsch ist, aber immer noch gut genug für uns Deutschschweizer. — Auf Schritt

und Tritt, sogar in den sonst aller Marktschreierei abholden Wagen unserer Bundesbahnen sehen wir jetzt die Anzeige: Schweiz. Comptoir in Lausanne. 11.—26. Sept. 1920. In der deutschen Schweiz ist gewiß oft im ganzen Eisenbahnzug kein Mensch, der das verstünde, wenn er es nicht kürzlich auf einem Umwege erfahren hätte und die beigelegte Andeutung: Industrie für Nahrungsmittel und Landwirtschaft (obschon sie auch anfechtbar ist) sein Gedächtnis unterstützte. Auch wer einmal gut französisch gelernt hat, weiß nicht, daß comptoir heute auch das bedeutet, was er unter foire des échantillons sofort verstanden hätte; kein Wörterbuch sagt es ihm, es ist allerneuestes Geschäftsfranzösisch. Wenn nun dem französischen Munde jenes bisher gebräuchliche Wort zu unständiglich war oder zu sehr nach einer Uebersetzung des verhassten deutschen Wortes Mustermesse roch, so ist er natürlich durchaus berechtigt, ein altes französisches Wort in neuer Bedeutung zu verwenden, die Ohren werden sich bald daran gewöhnen, wenn der neue Sprachgebrauch ein Bedürfnis erfüllt; das alles ist Sache der Franzosen (das Wort sprachlich genommen). Wenn man aber uns Deutschschweizern mit amtlicher Begünstigung ein „Schweiz. Comptoir“ vor die Nase hält, so ist das u n s e r e S a c h e.

Freilich ist es zunächst bloß sehr dumm; denn ein völlig unverständliches Wort wird keine große Werbefrucht ausüben (es wäre denn, man hätte es auf die Ganz-Dummen abgesehen!). Dann aber ist diese „Uebersetzung“ von Comptoir Suisse in Schweiz. Comptoir doch auch eine Nachlässigkeit, hinter der eine gewisse Geringschätzung unserer deutschen Muttersprache stecken muß, die wir uns in solchen mehr oder weniger öffentlichen Angelegenheiten nicht gefallen lassen sollten. Man bedenke, daß weit über die Hälfte der Deutschschweizer keine Sekundarschule besucht hat und daher völlig ratlos vor dem Worte steht. Freilich, für die Bauern und Arbeiter war es auch nicht berechnet, nur für die „Gebildeten“ unter den Reisenden und Lesern. In der Schreibung Kontor hätten zwar auch jene das Wort wenigstens lesen und sich schon viel eher etwas denken können, aber vielleicht wäre gerade das verwirrend gewesen, und man hat aus Rücksicht und nicht aus Nachlässigkeit diese Umschreibung vermieden. Kurz: in unserer Sprache nennt man das Mustermesse, und es ist einfach lie d e r l i c h, das Comptoir zu nennen; dergleichen ließen sich die Welschen nicht gefallen und hätten dabei völlig recht!

Zur Schriftbeilage der letzten Nummer der „Mitteilungen“.*)

Wo wird die deutsche Schrift so wenig gepflegt und geachtet wie im Kanton Zürich? Wohl kein einziger austretender Schüler bedient sich ihrer aus freiem Antrieb, und der 16jährige Kantonschüler kann schon nicht mehr deutsch schreiben (und kaum lesen! Schr.-L.). Das kommt davon her, daß der erste Schulunterricht mit der lateinischen Schrift beginnt. Wird dafür diese um so schöner geschrieben? Man behauptet das Gegenteil. Schüler, die mit der deutschen Schrift von auswärts in die zweite Klasse der Primarschule kommen, schreiben besser als die übrigen, und nachher schreiben sie auch die lateinische schöner.

*) Anmerkung des Schriftleiters. Wir sind ein Sprachverein und kein Schriftbund; wir können den Kampf um die deutsche Schrift nicht zur Vereinsache machen; aber ein Zusammenhang zwischen Sprache und Schrift besteht natürlich, und viele unserer Mitglieder werden persönlich die Bewegung begrüßen; wir stellen einen gewissen Raum zur Verfügung für freie Aussprache.